

Rezension v. Stasiuk, Andrzej:  
Fado. Reiseskizzen. Übers.  
v. Renate Schmidgall. Frank-  
furt/M.: Suhrkamp 2008, 158 pp.

Andrzej Stasiuk und Jurij Andruchowytsh gelten im deutschen Sprachraum als wichtigste lebende Schriftsteller ‚Galziens‘, der – u.a. wegen des ehemals prägenden jüdischen Elements – ‚kakanischsten‘ Landschaft ‚Kakanien‘. Stasiuk, aus Warschau gebürtig, hat vor geraumer Zeit den programmatischen Entschluss gefasst, den eigenen Wohnsitz ins Karpatenvorland, den Grenzraum zur Ukraine, zu verlagern – und eben dort, abseits der Städte, verlegt er seither deutsche und österreichische Literatur. Andruchowytsh – wie Stasiuk Jahrgang 1960 – stammt aus Iwano-Frankiwsk, dem alten Stanislau, das unweit Lembergs und der polnischen Grenze liegt, in der ‚anderen‘ Hälfte des Karpatenvorlands. Beide sind einander in hoher Wertschätzung verbunden, beide sind wesentlich mit der Beziehung ihrer Heimatländer zum ‚Westen‘, besonders zum deutschen Sprachraum, befasst, und werden im Ausland als ‚Kulturbotschafter‘ Polens resp. der (westlichen) Ukraine wahrgenommen. Besonders Stasiuk ist, bedingt durch den EU-Beitritt Polens, ‚westlichen‘ Medien zum Orakel polnisch-europäischer Befindlichkeiten geworden. Dies dürfte einmal der literarischen Leistung, zumal als Romancier, geschuldet sein, andererseits aber der Neigung zur derben Pointe und Provokation und einem dezidiert unkorrekten Blick auf europäische Integrationschancen. (Falsche) Versöhnlichkeit zählt gewiss nicht zu Stasiuks Lastern: Er konstatiert eine schier unüberwindbare mentale Barriere zwischen den „mittel-“ und „osteuropäischen“ Staaten und andererseits dem „Westen“ einschließlich Deutschlands. Diese ist, so Stasiuk, nicht allein kommunistischem Erbe geschuldet. Sie wurzelt tiefer, und spätestens an dieser Stelle wird Kakanien akut: *Fado* – zwei Dutzend Essays, Reiseberichte, autobiografische Reminiszenzen – präsentiert den polnischen Süden und dessen Nachbarregionen weniger in postkommunistischer als postkakanischer Sicht. Wenn Stasiuk seine südpolnische Wahlheimat beschreibt, geschieht dies unter dem Aspekt der *longue durée*: Galizien war ‚schon immer‘ ein Ende der Welt, folglich mit tief verwurzelter Melancholie, ‚Fado‘, geschlagen, und Stasiuk, der wie wenige auf solche Zusammenhänge aufmerksam macht, gerät gewissermaßen zum Galizien-Erklärer oder -Erfinder unserer Tage, gleichsam zum Karl Emil Franzos des 21. Jahrhunderts bzw. zum ‚östlichen‘ Pendant Martin Pollacks, Karl Markus Gauß, Thomas Urbans.

Renate Schmidgall hat *Fado* für Suhrkamp ins Deutsche übersetzt und im Ganzen solide Arbeit geleistet. Stasiuks polnische Prosa wird in weiten Teilen idiomatisch, auch elegant, ins Deutsche eingebürgert. Holprigkeiten werden gleichwohl nicht durchwegs vermieden, und gelegentlich begegnen grobe Übersetzungskalamitäten: „Die Frauen entspannten sich getrennt.“ (p. 51)

Was die inhaltliche Seite betrifft, wartet auch Stasiuk mit dem unvermeidlichen Hinweis auf die Vorliebe polnischer Patrioten für die österreichische Teilungsmacht auf:

Es ist nicht auszuschließen, daß wir den „Völkerkerker“, wie man die österreichisch-ungarische Monarchie damals nannte, im Verlauf der Zeit als so etwas wie einen unvollkommenen Vorläufer, aber doch Prototyp [sic] des vereinten Europa zu sehen gewillt sind. Diese Ansicht ist natürlich naiv und sentimental. Dennoch ist gerade hier, im südlichen Polen, in Galizien, im ehemaligen österreichisch-ungarisch Teilungsgebiet, die Überzeugung weit verbreitet, daß der erste Weltkrieg auch „unser“ Krieg war, ähnlich wie die Überzeugung, daß Kaiser Franz Joseph am ehesten „unser“ Kaiser war. Von so etwas kann Wilhelm nicht einmal träumen, von Nikolai ganz zu schweigen. (pp. 112-113)

Stasiuk stellt lohnende Reflexionen zum Ersten Weltkrieg, ein für Galizien – das in Folge des Krieges von den Landkarten ausgelöscht wurde – prägendes historischen Geschehen an:

Es läuft [...] daraus hinaus, daß der Erste Weltkrieg, oder besser, eine seiner Episoden, das wichtigste Ereignis darstellte, daß sich in meiner Gegend abspielte. Man könnte sagen, er sei das einzige Ereignis von Weltbedeutung [sic] gewesen, an dem diese südöstliche Region meines Landes Anteil hatte. (p. 112)

Stasiuk macht geltend, an den östlichen Fronten habe der Krieg ein anderes, vergleichsweise altmodisches, geradezu romantisches Gepräge angenommen:

Im Westen begann das 20. Jahrhundert, während hier in Galizien noch das 19. Jahrhundert andauerte – Kosakenschwadronen kämpften gegen Abteilungen von

Husaren und Ulanen. Die oberste österreichisch-ungarische Heeresleitung erließ Befehle, daß die fotografierten Soldaten [...] eine „kämpferische Pose“ einnehmen sollten. (pp. 113-114)

Deutlicher noch heißt es über den galizischen Krieg:

Auf Schwarzweißfotografien aus jener Zeit ist eine ruhige, beinahe idyllische Landschaft zu sehen: verschneite Gipfel, unbelaubte Gehölze, weiße Dächer, Rauch, der aus den Kaminen steigt. In dieser Landschaft sieht man die Gestalten von Soldaten, die Silhouetten von Pferdegespannen, und das alles erweckt den Eindruck von einer normalen dörflichen Geschäftigkeit. Den Fotografien haftet eine Atmosphäre ähnlich jener an, wie wir sie in den Bildern von Pieter Brueghel finden, etwa in den *Jägern im Schnee*. Im Vergleich dazu wirken die schlammigen, mit verfaulendem Fleisch übersäten Felder von Nordfrankreich wie die Hölle der modernen Vernichtung. (p. 113)

Dass diese Auffassung vom galizischen Kriegsgeschehen auf einigermaßen selektiver Wahrnehmung gründet, die monumental-menschenfressendes Schlachtengetümmel, wie Georg Trakl es mit Blick auf Grodek dargestellt hat – wie es auch mit Blick auf Tarnów dargestellt werden könnte – souverän beiseite lässt, sei nur am Rande vermerkt. Wichtiger vielleicht ist der Umstand, dass die von Jünger und anderen glorifizierte Stoßtrupp-Taktik (*In Stahlgewittern*) ihren Ursprung wesentlich an der galizischen Front hat, in der russischen Brussilow-Offensive, die eben diese Vorgehensweise erstmals – und vorderhand erfolgreich – erprobte. Im Übrigen: Dass selbst der Stellungskrieg der deutsch-französischen Front einer (obszönen) Ästhetisierung zugänglich ist, nicht allein „dörfliche Geschäftigkeit“, sondern „verfaulendes Fleisch“ zum Vorwurf finsterner Idyllen taugt, haben Jünger und andere eindrucksvoll nachgewiesen.

Stasiuk freilich bringt Jaroslav Hašeks Schwejk gegen Ernst Jünger in Stellung und weist ihn als lachenden, quasselnden Nihilisten von rabelaischem, bachtinschem Zuschnitt aus:

Dieser Krieg hatte tatsächlich etwas von einem Theater, von einer Aufführung an sich. Schließlich sah Schwejk darin so etwas wie ein gigantisches Kabarett, ein weltumspannendes Vaudeville, eine Vorwegnahme des absurden Theaters. Und Schwejk kämpfte hier in Galizien. Ich versuche mir vorzustellen, was gewesen wäre, wenn es ihn durch irgendein Wunder an die Westfront verschlagen hätte, sagen wir als Ordonnanz von Ernst Jünger? Wenn Ernst Jünger so eine Ordonnanz gehabt und ständig die Suada ihrer absurden Anekdoten hätte anhören müssen, hätte er dann noch den Mut gehabt, *In Stahlgewittern* zu schreiben? Hätte er genügend Kraft besessen, um das Pathos und den Ernst seiner Erzählung durchzuhalten? (p. 114)

Viele prägende Eigenschaften teilt Stasiuks Galizien mit anderen Randzonen Kakanien und Mitteleuropas, etwa Rumänien und den Nachfolgestaaten Jugoslawiens. Auch diesen Landschaften – und ihren Autoren, darunter Miodrag Bulatović und Danilo Kiš – gilt Stasiuks Aufmerksamkeit. Manche Verbindungen, diagonal durch Kakanien gezogen, wirken erhellend. So heißt es, bei Betrachtung der „Neue[n] Verkehrskarte von Österreich-Ungarn, Freytag und Berndt, Wien 1900“: „Zum Beispiel haben wir im sandgelben, zwar besetzten, aber daher auch ein bißchen kaiserlichen Bosnien [sic] eigentlich nur eine Bahnlinie. Sie ist durch einen dunkelroten Strich markiert [...]. Nebenbei bemerkt, Galizien hat die gleiche sandgelbe Farbe wie Bosnien.“ (pp. 37-38) Dies ist – nach Stasiuks Maßstab – *milde* Ironie, doch bringt es das Elend der innerhalb Kakanien nach ökonomischen wie demographischen Kriterien fast konkurrenzlos rückständigen Landschaft trefflich zum Ausdruck. Ironisch unterfüttert scheinen auch Stasiuks Mitteleuropa-Reminiszenzen:

Ach, die mitteleuropäische Einsamkeit! Dieses ewige Waisentum, gegen das keine Arznei hilft, denn Arznei wirkt nicht rückwirkend und kann keine Toten zum Leben erwecken. Endlose, ewige Einsamkeit und Verlassenheit. Post-großmährische Einsamkeit, postjagellonische, post-österreichisch-ungarische, postjugoslawische, post-volksdemokratische Einsamkeit. [...] Die Erinnerung und die Vorstellung vom Schicksal als Notwendigkeit bewahren uns vor der kalten Berührung der Einsamkeit. Schließlich hat nur das, was vergangen ist, wirklich existiert und bestätigt uns ein wenig unsere unsichere mitteleuropäische Existenz. (pp. 30-31)

Neben ‚Österreich‘ und ‚Mitteleuropa‘ wird ein weiteres, weniger verbrauchtes Konzept ins Treffen geführt: die ‚Karpaten‘. Wie ‚Balkan‘ seit Jahr und Tag weit mehr als einen beschaulichen Bergrücken innerhalb Bulgariens meint und über geografische Gegebenheiten weit

hinausgreift, kann der Karpatenbogen mit Stasiuk einen Raum gemeinsamer geschichtlicher und kultureller Befindlichkeiten umgrenzen. Wohlgemerkt: Der Karpatenbogen bezeichnet recht genau die nördliche und östliche Grenze Österreich-Ungarns. Sämtliche Merkmale des Karpatenraums können demgemäß unter Kakanien subsummiert werden, wenngleich der Umkehrschluss, wonach alles Österreichische und Ungarische zugleich den Karpaten zuzurechnen ist, wie alle Umkehrschlüsse logisch prekär und für dieses Mal sachlich unzutreffend wäre. (Galizien, als beinahe einzigem Kronland *jenseits* der Karpaten, müsste in Stasiuks Szenario ein Sonderstatus zukommen.) Dennoch bleibt wahr, dass die Kleinen Karpaten in unmittelbarer Nachbarschaft Wiens gelegen sind und der Mittelpunkt- und Metropolencharakter der kakanischen Hauptstadt wesentlich aus dem Umstand erhellt, dass hier Karpaten, Alpen und die pannonische Ebene in Sichtweite zusammengeführt werden, die prägenden Landschaften des südlichen Mitteleuropa einander berühren. Es passt ins Bild, dass sich Stasiuks Reflexionen über die Karpaten wie eine provinzielle Travestie jenes Kakanien ausnehmen, das Joseph Roth dem literarischen Gedächtnis einprägte: „Meine alte Heimat, die Monarchie, allein war ein großes Haus mit vielen Türen und vielen Zimmern, für viele Arten von Menschen. [...] Ich bin gewohnt, in einem Haus zu leben, nicht in Kabinen.“<sup>1</sup> Die Karpaten firmieren bei Stasiuk, nicht unähnlich diesem Kakanien, als zeit- und raumenthobene Zwischenwelt, die weder Grenzen noch Zukunft kennt:

Die Karpaten gehören zu vier oder sogar fünf Ländern, doch zugleich gehören sie niemandem. Sie führen ihr eigenes, archaisches Leben. [...] Aus der Karpaten-Perspektive gleich sogar eine tausend Kilometer lange Fahrt einem Ausflug ins Nachbardorf. Eigentlich sollte es so etwas wie eine Karpaten-Nationalität oder ein Karpaten-Staatsbürgertum geben. Im übrigen ruft uns das Leben in den Karpaten ins Gedächtnis, daß Staatsbürgertum und Nationalität hier nicht viel wert waren. In extravaganten, kosmopolitischen Träumen sehe ich manchmal den Hauptrücken der Karpaten. Ich gehe aus dem Haus, breche nach Osten, dann nach Süden auf und treffe keinerlei Grenzen. (pp. 62-64)

←

Andrzej Stasiuks postkakanische „Reiseskizzen“ zeigen, dass Österreich resp. Kakanien – gleich unter welchem Namen – durchaus noch lebendig ist, außerhalb seiner heutigen Grenzen und außerhalb selbst Galiziens.

*Anmerkungen*

- 1 Joseph Roth: Die Büste des Kaisers. In: Ders.: Werke. Bd. 5: Romane und Erzählungen. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1990, p. 675.

